

DEUTSCHBAUER / SPRING 7 WOCHEN IN KLAUSUR

Eine konkrete Intervention in
der Galerie Thaddaeus Ropac
Salzburg, 29.11.01 - 19.1.02



Dokumentationsbroschüre 14
Alexander und Carl auf Reisen
im Lappland

Mimesismaschine. Oder: Wiederholung als Sein des Werdens

Gerald Raunig

Die Wiederholung ist ein wesentlich kraftvolleres und weniger ermüdendes stilistisches Verfahren als die Antithese, und sie ist zugleich besser geeignet, ein Thema zu erneuern.

Gabriel Tarde, L'opposition universelle, Paris 1897

WochenKlausur repräsentiert das hegemoniale Modell interventionistischer Projektkunst in Österreich¹. Die auf Mikropolitiken und auf die Veränderung von Organisationsformen und Produktionsapparaten² ausgerichteten ›konkreten Interventionen‹ von WochenKlausur³ spalten dementsprechend auch die avancierteren KritikerInnen. Einerseits gilt die Gruppe weithin als kunstpolitisches Vorzeigemodell, auch mit dem dezidierten Metaprojekt der effizienten Erweiterung des Kunstbegriffs⁴, andererseits wird ihr die unkritische Übernahme neoliberalen Vokabulariums und reformerischer Ideologie vorgeworfen⁵.

Diese ambivalente Bewertung entsteht unter anderem auch aus einem unauflösbaren Widerspruch in Konzept und Praxis von WochenKlausur selbst. Mit Kriterien wie Effizienz, Flexibilität, Multidisziplinarität, Projektarbeit greift die Gruppe regelhaft Begrifflichkeiten aus der neoliberalen Systematik auf; Selbstdarstellungen (z.B. in abschliessenden Projektpräsentationen) vermitteln den slicken Charme von Werbeveranstaltungen; die notwendige Zügigkeit der konzeptuell auf eine geringe Anzahl von Wochen eingerichteten Projekte geht einher mit einem weitgehenden Verzicht auf Reflexion und Selbstkritik: alles in allem eine (Über-)Affirmation der Ideologie von Effizienz und Flexibilität, die den immanenten Erfolgsdruck und die damit einhergehende Widersprüchlichkeit sozialer Projekte im allgemeinen wie sozialer Projektkunst im speziellen verdeutlicht.

Während jedoch die soziale Verquickung von Humanität und Flexibilität politische Effekte in der Verbesserung Einzelner verpuffen lässt, werden Effizienz und Co. in den gelungenen Interventionen von WochenKlausur für die Herstellung und nachhaltige Veränderung von Organisationsformen instrumentalisiert. Es ist in diesem Fall daher nicht weiter von Bedeutung, was gesagt wird oder wie es präsentiert wird, solange nur Strukturen verändert und Modelle für eine Verbesserung von Produktionsapparaten geschaffen wurden.⁶ Somit ist auch das Fehlen von Selbstkritik und korrekter Sprache gerade nicht als Fehler im System zu sehen, der durch Selbstreflexion zu beheben wäre, sondern geradezu als systematische Voraussetzung einer gedeihlichen Praxis der konkreten Intervention.

Und während der implizite Widerspruch so unauflösbar schon fast ein Jahrzehnt vor sich hin dichotomiert, kommt unverhofft Hilfe von außen: Weit davon entfernt, die emanzipatorischen Ansätze der Interventionskunst delegitimieren zu wollen, erschaffen Julius Deutschbauer und Gerhard Spring ein Modell der Dienstleistung, das sich zwar als radikal geschlossenes System inszeniert, zugleich aber das Komplement zum ›Original‹ darstellt.⁷ Nachdem die beiden Postkabarettisten sich am Freundeskreis Morak in Staatsaktionen trainiert⁸ und die unbedarft-arglose Kunstpraxis Rainer Ganahls⁹ dekonstruiert haben¹⁰, geht es nun nicht mehr darum, in der Nachahmung Kritik zu üben, sondern ein ausgelagertes Service für nachholende Reflexion zu bieten.



So wie Wochen-Klausur ihre Dienste anbieten zur mikropolitischen Veränderung von Formen, so geschieht es nun – wenn auch mit reichlich unterschiedlicher Methode – in der Reproduktion und Zuspitzung der WochenKlausur-Form durch Deutschbauer und Spring. In dieser Wiederholung steckt also weniger Fundamentalkritik oder gar Enteignung des Wiederholten, es steckt auch nicht nur eine mimetische Praxis zwischen Parodie und Pastiche im Sinne der liebevollen Einfühlung, sondern die Aneignung einer ganz konkreten Funktion im Kunstfeld.

Die einen hackeln, die anderen denken. WochenKlausur sind für das Gute zuständig, Deutschbauer/Spring für das Wahre, das alles verdeckt unter dem Mantel des Schönen.

Gerald Raunig, Mimesismaschine, Fortsetzung auf S. 11

Alexander und Carl auf Reisen im Lappland

In den Räumen der Galerie Ropac, einer renommierten Galerie im Zentrum Salzburgs, arbeiten wir zum Thema ›Reisen‹. Die zur Verfügung gestellte Infrastruktur wurde dazu benutzt, die notwendigen Recherchen zum selbstgewählten Thema anzustellen, Kontakte zu allen involvierten Stellen zu knüpfen und in der Folge konkret formulierte Vorschläge in die Praxis umzusetzen. Als gravierendes Manko wurde nach intensiven Recherchen und Gesprächen erkannt, daß im Stadtraum Salzburg ein für jedermann verfügbarer Raum für öffentliche Film- und Diavorträge über Abenteuer und Urlaubsreisen fehlt. Im folgenden finden sie die Nachbearbeitung einer von 14 Veranstaltungen in der Galerie Ropac.

Julius Deutschbauer / Gerhard Spring, Wien 2001

ALEXANDER:

Zu ihrer linken Hand an der Flanke des Berges Kaitsoniunni können sie ein kleines Stück vom See Virijaure sehen.

CARL:

Das Wasser hier im See ist weißgrün oder vollends wie Wasser, das in einer Schale steht, darinnen zuvor Milch gewesen ist.

ALEXANDER:

Hier sehen sie einen seltenen lapis sive fuor von radiis coerulescentibus mit vierkantige Steinen.

CARL:

Obwohl es regnet, fliegen purpurgetupfte Schmetterlinge umher.
(nach einer Pause) Heute sind wir schon ganz schön lange unterwegs.

ALEXANDER:

Es geht gegen Mittagszeit. Bevor wir ins kalte, gefrorene Gebirge steigen, sollen wir diesen warmen, siedenden Fleck nützen, um Brotzeit zu machen.

CARL:

Der Regen hat längst aufgehört und hier hat es einen so angenehmen Geruch nach ... nach ...

ALEXANDER:

Nach trifolio florente und anderen Pflanzen.
O formosissima aestas!

CARL:

Diese Blume ist schön.

ALEXANDER:

Sagen: Diese Blume ist schön, heiß ebensoviel, als ihren eigenen auf jedermanns Wohlgefallen ihr nur nachsagen. Durch die Annehmlichkeit ihres Geruchs hat sie gar keine Ansprüche. Den einen ergötzt dieser Geruch.

CARL:

Den anderen benimmt er den Kopf.

ALEXANDER:

Ein Ideal schöner Blumen, eines schönen Ameublements, einer schönen Aussicht, läßt sich nicht denken.

CARL:

Die Natur ist eine unerschöpfliche Quelle der Forschung, man muß sie nur recht zu befragen wissen.

ALEXANDER:

Hier können wir uns niederlassen.

CARL:

Hier gibt es sogar Waldbeeren.

HABEN DIE SAME IHRE EIGENART BEWAHRT?

Wenn man einen Blick auf eine Karte von Skandinavien wirft, wird man bemerken, daß diese Halbinsel mehr oder weniger einem aufspringenden Löwen gleicht. Den Kopf bildet der südliche Teil von Norwegen. Das Hinterteil des »Löwen« einschließlich seines Schwanzes reicht weit über den Polarkreis hinaus. Das Gebiet nördlich des Polarkreises sowie ein Streifen der Gebirgslandschaft zu beiden Seiten der norwegisch-schwedischen Grenze, der sich bis ungefähr 500 Kilometer südlich des Polarkreises erstreckt, ist das Land der Lappen, Lappland.

Die Lappen nennen sich selbst Same. Und hier in Schweden ist die Bezeichnung Same genauso bekannt wie Lappen.

Einem Besucher aus südlicheren Gegenden muß Lappland mit seiner wilden Landschaft und dem sehr kalten Klima unwirtlich erscheinen. Doch lange vor unserer Zeitrechnung wanderte ein Volk hier ein und nahm mutig den Kampf ums Dasein gegen Hunger und Kälte auf – und es gewann ihn!

Heute leben hier etwa 35 000 Lappen, und es ist ihr Wunsch, auch weiterhin hier zu wohnen. Ein paar tausend Lappen leben immer noch wie früher als Nomaden, indem sie mit ihren riesigen Renherden von den Winterweiden in den Waldgebieten zu den Sommerweiden in der schönen Bergwildnis oder an den Fjorden ziehen.

DIE SAME IM LAUFE DER GESCHICHTE

Es ist eigenartig, daß die Kultur der Same im Laufe der Jahrhunderte fast unverändert geblieben ist. Einige Merkmale der Same, die heute noch kennzeichnend für sie sind, werden schon 98 u. Z. von dem römischen Historiker Tacitus erwähnt.

Tacitus beschrieb sie als ein Volk ohne Grundbesitz, mit Fellkleidung, das auf dem Boden in Hütten aus Zweigen schlafte und von der Jagd lebe.

Im sechsten Jahrhundert fügte ein anderer Historiker dieser Schilderung noch den Hinweis hinzu, daß dieses Volk fast wie Tiere mit Tieren lebe und keinen Wein trinke. Zweihundert Jahre später berichtete ein weiterer Historiker, daß sich diese Menschen auf »gebogenen Brettern« gewandt über die riesigen Schneeflächen bewegten. Er schrieb auch, daß sie eng mit Tieren verbunden seien, die dem Hirsch glichen, daß sie ein Kleidungsstück trügen, das der Tunika ähnlich sei und bis zu den Knien reiche, und daß sie in einem merkwürdigen Land, in dem Winter und Sommer Schnee liege, lebten. Um etwa 1200 u. Z. schrieb ein Chronist, daß die Same ihr Haus auf ihre Wanderungen mitnähmen und daß sie sich vorzüglich auf Zauberei verständen.

Solche Berichte hielten das Interesse an den Lappen im Laufe der Jahrhunderte wach, und viele Einzelheiten in diesen alten Schilderungen treffen noch heute vorzüglich auf Leben und Bräuche der Lappen zu. Wir wollen uns einmal näher mit ihnen befassen.

Ein moderner Lappe mag noch in einem traditionellen Lappenzelt, einer Kote, zur Welt gekommen sein. Die Kote ist von jeher die transportable Wohnung der Lappen gewesen. Das Zelt wurde an einer günstigen Stelle, wo sich die Lappenfamilie eine Zeitlang mit ihrer Renherde aufhalten wollte, errichtet. Gewöhnlich wurde das Material für die Kote auf Schlitten mitgeführt. In weniger als einer Stunde wurde die Hütte mit viel Geschick aufgebaut. Ihr Gerüst bestand aus nach oben zusammengebogenen Birkenstämmen. Der Grundriß war kreisförmig, und oben wurde eine kleine Öffnung für den Rauchabzug und die Lüftung frei gelassen. An das hölzerne Gerüst wurden an der Außenseite Torfschollen aufgeschichtet, oder man spannte selbstverfertigtes Segeltuch darüber.

Angenommen, man könnte durch den niedrigen, schmalen Eingang eintreten und einen Blick ins Innere werfen. Was würde man sehen? Der Boden wäre mit Birkenzweigen bestreut, und darüber wären Renfelle gelegt, auf denen die Bewohner am Tag sitzen und nachts schlafen. In der Mitte ist eine von Steinen eingefasste Feuerstelle. In einer solchen einfachen Lappenkote, in der es nach Rauch, getrocknetem Renfleisch, Kaffee und Birkenzweigen riecht, ist es außerordentlich gemütlich. In einem solchen Zelt haben alle Familienglieder ihren festen Stammplatz am Feuer. Auf dem vom Eingang entferntesten Platz sitzt die Mutter, neben ihr der Vater, und gegen die Tür hin haben die Kinder ihre Plätze. Auf der anderen Seite der Kote sitzen die erwachsenen Söhne und Töchter, die Mägde und Knechte sowie die Gäste.

ALEXANDER:

Anstelle von Schnee und Eis, das wir heute auch noch sehen werden.

CARL:

Der Schnee sichert die Staaten in kalten Ländern wider den Frost.

ALEXANDER:

Er erleichtert die Gemeinschaft der Menschen durch Schlitten.

CARL LINNÉ
ratio clara

1. Gibt man einem jungen Hund genug zu fressen, wird er groß, wenn aber wenig, klein.
2. Läßt man einen kleinen Hun inder Wärme, wird er groß, aber friert er, klein.

Ergo etiam Lappones. Causa cur Lappones adeo salubres.

1. *Aer purissimus, ego novam vitam.*
2. *Esculenta bene cocta.*
3. *Esca frigida.* Gekochte Speise muß kalt werden; nicht nach dem Essen gestieft und gespornt laufen.
4. *Aqua purissima.*
5. *Mentis tranquillitas. Aetas aurea et argentea deducatur; non lites nec de suis admodum sollicitudo, non pecuniarum.*
6. *Esca non gravans, ut rusticus,* bis daß der Rock zerreißt, sich wohl befinden.
7. *Spiritus vini, quo catet nisi interdum; quod si careret melius vateret.*
8. *Frigoris assuefactio et a teneris induratio. Carnium (esus), animalia carnivora longaevia.*

LICHT ANDERER ART

Vor dem Morgengrauen zeigen sich am skandinavischen Himmel oft leuchtende Streifen. Es handelt sich um das legendäre Polarlicht oder Nordlicht. Die Schweden sind fasziniert, wenn sie dieses nächtliche Phänomen beobachten.

DAS REN ist ein Pflanzenfresser; es ernährt sich im Winter von Flechten und im Sommer von Gras und Kräutern, doch die Nomadenlappen leben fast ausschließlich von Fleisch. Da der Boden sich nicht für den Anbau von Getreide und Gemüse eignet, bleibt ihnen nichts anderes übrig, als sich von Fleisch und Fisch zu ernähren. Da der Winter neun Monate dauert, kann der Lappe während des größten Teils des Jahres vieles in gefrorenem Zustand aufbewahren; außerdem versteht er es, Fleisch und Fisch durch Trocknen und Einsalzen haltbar zu machen. Das Rentier vermag flink über die Schneefelder loszuziehen. Es kann auch vorzüglich schwimmen, und während der großen Wanderung zur Küste mögen Tausende von Rentieren Seen und Fjorde durchschwimmen.

DER LAPPE nützte das gezähmte Ren nicht nur als Nahrungsquelle aus, sondern es lieferte ihm auch die Kleidung. Das Ren, das zu den natürlichen Reichtümern seines Landes gehört hatte, wurde sein wertvollster Besitz, sein Kapital, und das ist es noch heute. Der Reichtum eines Lappen wird nicht nach Geld berechnet, sondern nach der Anzahl der Rene, die er besitzt. Ein reicher Lappe nennt oft tausend oder mehr Rene sein eigen. Und da der Lappe so bedürfnislos ist, vermag er oft seine Herde von dem Gewinn zu vergrößern, den er aus dem Verkauf von Fleisch und Fellen zieht oder aus dem Verkauf von Werkzeugen, die er aus Hörnern und Knochen dieser Tiere schnitzt. Jeder Teil des Rens wird in dieser oder jener Form ausgenutzt.

Der Lappländer findet dort Tiere, die diese Gemeinschaft bewirken.

CARL:

Rentiere.

ALEXANDER:

Rentiere finden an einem dünnen Moose, welches sie sich selbst unter dem Schnee hervorscharren müssen, hinreichende Nahrung. Sie lassen sich leicht zähmen und der Freiheit, die sie sich sehr wohl erhalten könnten, berauben.

CARL:

Ich bin schon ganz schön müde.

ALEXANDER:

Erfrischen wir uns an Rentiermilch und rekreieren uns auf einen Baumstumpf. Nehmen sie auch vom Kvedfisch, schmeckt beinahe wie Lachs. *(Pause)*

Die Lappländer sind eher klein, ich sah noch keinen, der so groß wie ich gewesen wäre. Die Lappländer sind sehr zäh. Einmal hatte ich bei einem starken Marsch zwei Lappländer mit. Ich meinerseits mußte pausieren. Die zwei Lappländer jedoch, der eine um die siebzig, der andere um die fünfzig Jahre mochten noch immer laufen, springen und Fangen spielen etc.

– Jetzt müssen wir aber weiter. Sie müssen Obacht geben. Ab dieser Höhe gehen wir teils auf einer harten Kruste, teils sinken wir durch diese.

CARL:

Manchmal ist mir, als ginge ich auf Sand.

ALEXANDER:

Hie und da gibt es Bäche, die unterm Schnee fließen. Hier zum Beispiel ist der Schnee durchbrochen, so daß sie sehen können, wie er strata auf strata liegt, sehr viele.

CARL:

In welche Richtung fließen die Bäche?

ALEXANDER:

Nach Westen, ein Zeichen, daß wir im nördlichen Lappland sind. Wenn wir solcherart noch drei bis vier Kilometer weiterwandern, werden sie die felsigen unfruchtbaren Klippen und schließlich, zwischen den Felsen, das Westmeer sehen.



Carl und Alexander auf Reisen im Lappland

CARL:

Der liebliche grüne Boden, der zuvor noch mit dem Schnee abwechselte, und die lieblichen Blüten und Schmetterlinge zeigen sich hier nimmer, alles ist mit Schnee bedeckt.

ALEXANDER:

Plötzlich sitzt uns kalter Ostwind im Nacken. Wir sollten unsere Mäntel anlegen. Achten sie auf ihre Hände!

CARL:

Wir werden vom Wind regelrecht getrieben.

ALEXANDER:

Passen sie auf, daß sie nicht hinkollern und ein langes Stück des Berges wieder hinunterrutschen. Einmal rutschte ich auf einer ähnlichen Strecke einen Büchschuß weit, gelangte fast an einen Abgrund, und damit hätte die comoedie Ende gehabt, so sehr ging der Wind.

CARL:

Der Regen wird immer eisiger. An ihren Schuhen und Rücken hat sich schon eine Eisschicht gebildet.

ALEXANDER:

Schon von frühester Jugend an lebte in mir der sehnliche Wunsch, ferne Länder bereisen zu dürfen.

CARL:

Dieses ist unsere erste gemeinsame Entdeckungsreise. Wie schön ist es, zusammen zu reisen.

ALEXANDER: Für sich allein würde ein verlassener Mensch auf einer wüsten Insel weder seine Hütte, noch sich selbst ausputzen.

CARL:

Oder Blumen aufsuchen.

ALEXANDER:

Noch weniger sie pflanzen, um sich damit auszusmücken. Nur in Gesellschaft kommt es ihm an, nicht bloß Mensch, sondern auch nach seiner Art ein feiner Mensch zu sein.

CARL:

Der Anfang der Zivilisation.

ALEXANDER:

Unser Ausflug sollte noch einige Wochen dauern. Ich konnte der Versuchung noch nie widerstehen, Länder zu besuchen, deren Kultur noch weitgehend unbekannt ist.

CARL:

Mir ging's vor allem darum, nur so bald als möglich, wie es auch sei, von Salzburg wegzukommen, irgend etwas zu unternehmen, das meinen Unmut zerstreuen könnte. Zur selben Zeit eröffnete sich die günstige Gelegenheit, unter ihrem Befehl eine Entdeckungsreise zu machen. Ich besann mich keinen Augenblick, eine so gute Gelegenheit zu benutzen. Und jetzt bin ich mit ihnen bis zur Grenze des ewigen Schnees aufgestiegen.

ALEXANDER:

Und ich finde immer wieder Ursache, mir Glück dazu zu wünschen, daß sie sich dazu entschlossen haben. Der Eifer, mit dem sie fortwährend meine Absichten unterstützen, hat keinen anderen

Beweggrund als ihre Liebe zu den Wissenschaften.
Es ist mir eine angenehme Pflicht.

CARL:
Das Schmelzwasser hat den Schnee von unten weggefressen.

ALEXANDER:
Ah! – Helfen sie mir rauf, ich bekomme mit meinen Händen gerade noch Halt.

CARL:
Ergreifen sie das Seil, und ich hole sie heraus.

ALEXANDER:
Außer daß ich komplett naß geworden bin und dieser Prellung am Oberschenkel ist mir nicht viel passiert.

CARL:
Sie haben doch gesagt, das Dorf ist nicht weitab, dort gibt man ihnen Brantwein.

ALEXANDER:
Ich renonciere.

CARL:
Hören sie auf mich, dort können sie auch Tabak rauchen.

ALEXANDER:
Wollen wir zuvor nicht noch ein Schneehuhn fangen, das wir uns dann zubereiten lassen?

CARL:
Haben sie denn Erfahrung darin?

ALEXANDER:
Ich nehme diesen ramulus bifurcatus, spitamalis, mache mir eine Schlinge aus Segelgarn – man kann auch Roßhaar nehmen – jetzt spalte ich den Zweig ein wenig, in die Spalte befestige ich die Schlinge. Sie sehen, die Schlinge ist frei beweglich, jedoch ad latera – denn der Galgen ist aus Birke – schabe ich vorsichtig die dünne epidermis ab.

CARL:
Die rollt sich jetzt auf.

WER FRISCHES Bier, das noch nicht gegoren hat, trinkt, wird bemerken, daß es ihm nicht lange danach sauer aufstößt.

SEHR BITTERES Bier dämpft die Liebeslust, trocknet den Körper aus, macht einen mager und be-reitet einem Wasser- und Windsucht.

WIE JEDERMANN weiß, macht man Bier aus Wasser, Malz, Hopfen und einem gärenden Wesen.

ALEXANDER:
Und jetzt lege ich dieses crispulum über die Schlinge auf jeder Seite, sodaß die Schlinge mit der Gabel auf gleicher Höhe hält und nicht opposite. Beide Basen dieses Galgens befestige ich jetzt in der Schneekruste und lasse einen Zwischenraum zwischen ihnen und lege Reisig von einer zur anderen.

CARL:
Das ist wie ein kleiner Zaun.

ALEXANDER:
Wenn nun die Schneehühner daherrennen, fliegen sie nicht darüber hinweg, sondern laufen und kommen nicht anders vorwärts als durch die Galgen.

CARL:
Und bleibt da was hängen?

ALEXANDER:
In der Nacht bleiben oft vierzig bis fünfzig darin hängen.

CARL:
Nicht möglich!

ALEXANDER:
Warten sie ab!

CARL:
So lange können wir in ihrem nassen Zustand nicht warten.

ALEXANDER:
Da haben sie recht. Das Schmelzwasser war kälter als Schneewasser und mich friert. Wir werden uns bis morgen

gedulden müssen. Heute werden wir uns mit Käse oder einem Milchgericht begnügen müssen.

CARL:
Vielleicht gibt es auch noch Fisch.

ALEXANDER:
Gewöhnlich kochen hier die Männer. Die Frauen bereiten nur den Käse und die Milchgerichte, Fisch aber und Fleisch der Mann.

CARL:
Jetzt sind wir schon beinahe im Dorf.

ALEXANDER:
Diesem Dorf ist an der Braukunst sehr viel gelegen.
Wie beschwerlich ist es, an Orte zu reisen, wo die Leute nicht gelernt haben zu brauen. Das englische Ale ist sehr stark, das holländische gibt mehr Schaum, fahlnisches Bier in Schweden ist das Beste, unionisches Bier aus Österreich hingegen ist oft schädlich, stopft stark, macht Wassersucht und verkürzt sicherlich die Lebenszeit.

CARL:
Mit ihnen würde ich gerne eine Bierreise unternehmen.

ALEXANDER:
Es wäre der Mühe wert, daß jeder studierende Jüngling und jede studierende Jungfrau erst das Brauen lernte.



Von den Subjekten und den beiden kollektiven Praxen aus gesehen ist diese Argumentation natürlich nicht konsistent, eine derartige Arbeitsteilung entspricht weder den gängigen Künstlerreligionen noch dem maoistischen Gebot der radikalen Selbstkritik. Die Aufspaltung in Hand- und Kopfarbeit, in das Schmutzig-machen im politisch-sozialen Feld einerseits und in die Reinheit der als geschlossen simulierten Mimesismaschine andererseits scheint die emanzipatorischen Anteile der Produktion zu untergraben.

Solche Argumentation verweilt jedoch auf der Subjektebene. Um den Gedankengang des Service-Service, der ausgelagerten Reflexionsdienstleistung für die Organisationsdienstleistung produktiv zu machen, muss er schon auf der Metaebene des Kunstfelds gedacht werden: Wenn eine Kunstpraxis aufgrund ihrer Methode der Instrumentalisierung und der politischen Effektivierung von (auch) neoliberalen Methoden notwendigerweise Kritizismen ausgesetzt ist, darf ein anderer Systemteil diese Flanke schützen. Oder wenigstens die impliziten Mankos auszugleichen versuchen. Der von WochenKlausur in die Welt invertierte künstlerische Elfenbeinturm¹¹ wird von Deutschbauer/Spring also wieder nach außen gestülpt, und in was für ein Außen! Während WochenKlausur in der Tradition der Prozeßkunst Wert darauf legen, keine Objekte zurückzulassen und damit oberflächlich gesehen wenig kunstmarktrelevant¹² sind, versetzen Deutschbauer/Spring ihre Nachahmung mitten in die zentrale Institution des Kunstmarkts, die kommerzielle Galerie. Die schlägt natürlich gerne zu. Wo sie das ›Original‹ nicht einzuverleiben in der Lage ist, wird der ins Werk gesetzte Kommentar eingekauft. Fragt sich nur, ob das auch nur einigermaßen widerspruchsfrei gelingt; ob die Kunden nicht doch auf das ›Original‹ bestehen oder, da sie es nicht bekommen können, die mimetische Dienstleistung als willkommene Fundamentalkritik am – unerreichbaren – ›Original‹ missverstehen? Also doch wieder als Antithese statt als erneuernde Wiederholung? Mit dem unverständigen Siegesgeschrei der ›Formalisten‹ über die ›Inhaltisten‹ statt mit dem Jubel derer, die die komplementäre Qualität der Differenz in der Wiederholung erkennen?

Aber: ›Die Wiederholung ist in jeder Hinsicht Überschreitung.‹¹³ Deleuze absichtlich missverstehend, verstehe ich hier Überschreitung als eine Regelverletzung, und die passiert in gewisser Weise auch Julius Deutschbauer und Gerhard Spring: Was Projektkunst im allgemeinen, WochenKlausur im besonderen jenseits veränderter Produktionsapparate nämlich dann doch an – von den Mimetikern aufgesaugtem – Material hinterlassen, sind Texte, da und dort Videos, oder vielleicht auch mal ein Bild. Aber diese Quellen sind ähnlich Sekundärmaterial wie die Autobiographie eines Malers; die mimetische Praxis von Deutschbauer/Spring beschränkt sich also bei der Wiederaufnahme derartiger Dokumentationsfragmente im wesentlichen auf eine Verarbeitung von Outputs zweiten Grades. Während das sprachliche Material im Falle des Morak-Projekts wie auch in der ›Sprache der Behinderung‹ noch als primäres Material zu verstehen ist, steht der Diskurs über und zu WochenKlausur, selbst ihre Selbstdarstellung, wie oben vorausgesetzt, nicht im Einklang, viel eher im Gegensatz zur Strategie ihrer Interventionen. Die konsistente Fassung einer nachahmenden Wiederholung, die als selektives Sein des Werdens¹⁴ eine Differenz zu WochenKlausur setzt, sollte nicht bloß deren im Kunstfeld oder woauchimmer zurückgelassenes Material ironisch verarbeiten, sondern gerade die erfolgreiche Praxis der Formveränderung in die Mimesismaschine einspeisen. Ansonsten läuft die Wiederholung, ähnlich wie die AktivistInnen von WochenKlausur, Gefahr, vor lauter Inhaltismus die Vorzüge des jeweiligen Modells im formalen Bereich zu vernachlässigen.

Was beide Projektansätze, den Interventionismus und das Reflexionsservice jedenfalls im positiven und zugleich paradox annähert, ist die Vermeidung des Hauptproblems partizipatorischer Kunstprojekte, nämlich des prekären Umgangs mit der jeweiligen Zielgruppe¹⁵: Während Wochen-Klausur im wesentlichen nur Vorschläge zu Formveränderungen unterbreiten, nicht Systeme der Repräsentation und Identität produzieren oder unterstützen, ihre Zielgruppe also nicht in eine stillgelegte Identität zwingen oder patriarchalisch Inhalte über sie stülpen, liegt im Fall der pseudo-partizipatorischen Servicekunst von Deutschbauer/Spring überhaupt keine Zielgruppe mehr vor, es sei denn die Zielgruppe der RezipientInnen ihrer Ausstellung. Und wer wollte die auch schon verändern?

-
- 1 Was keinesfalls mit einer halbwegs abgesicherten Stellung im marginalen Kunstfeld Österreichs verwechselt werden sollte: Vor allem, was die Frage der Subsistenz der beteiligten KünstlerInnen betrifft, wirkt das implizite Ziel jeder Prozeßkunst hier wie auch anderswo kontraproduktiv: der Verzicht auf Objekte, sowie die prekär werdenden Verhältnisse staatlicher Finanzierung erschweren die Existenzabsicherung der beteiligten KünstlerInnen.
 - 2 vgl. Walter Benjamin, Der Autor als Produzent, in: ders.: Gesammelte Schriften, II 2, FfM: Suhrkamp 1991, S.683-701, sowie Gerald Raunig, Großeltern der Interventionskunst, oder Intervention in die Form. Rewriting Walter Benjamin's ›Der Autor als Produzent‹, in: Context XXI, 3/2001, S.4-6
 - 3 vgl. Pascale Jeannée, Katharina Lenz, WochenKlausur. Kunst und konkrete Intervention, in: Gerald Raunig (Hg.), Kunsteingriffe. Möglichkeiten politischer Kulturarbeit, IG Kultur Österreich, Wien 1998, S.168-181; Wolfgang Zingg (Hg.), WochenKlausur. Gesellschaftspolitischer Aktivismus in der Kunst, Wien: Springer 2001
 - 4 In diesem Zusammenhang geht es WochenKlausur weniger um Grenzüberschreitungen ins politische oder soziale Feld als um die planmäßige kunstfeldimmanente Veränderung des Kunstbegriffs. Vgl. Wolfgang Zingg, Chancen eines veränderten Kunstbegriffs, in: Kulturrisse jul. 97, S.8f., sowie Gerald Raunig, Charon. Eine Ästhetik der Grenzüberschreitung, Wien: Passagen 1999, vor allem S.103-106
 - 5 das Schema für die diesbezügliche Kritik lieferten Alice Creischer/Andreas Siekmann, Reformmodelle, in: springer III 2, S.17-23
 - 6 vgl. auch Gerald Raunig, ›Künstler in die Kolchosen!‹ WochenKlausur als Update eines sowjetischen Experiments der späten 20er Jahre, in: Kulturrisse aug. 99, S.10f.
 - 7 frei nach der etwas pathetisch geratenen Devise Deleuze': ›Aus der Wiederholung selbst etwas Neues machen; sie an eine Prüfung, an eine Selektion, an eine selektive Prüfung knüpfen; und sie als höchsten Gegenstand des Willens und der Freiheit darstellen‹, vgl. Gilles Deleuze, Differenz und Wiederholung, München: Fink 21997, S.20f.
 - 8 vgl. Julius Deutschbauer/Gerhard Spring, Morak u.v.a., Wien: Selene 2001
 - 9 hier vor allem Ganahls Ausstellung ›Sprache der Emigration‹, die etwas naiv mit der eigenen Betroffenheit und vor allem der der interviewten ›Betroffenen‹, jüdischen EmigrantInnen verfährt.
 - 10 vgl. Julius Deutschbauer/Gerhard Spring, Die Sprache der Behinderung, Paris: Onestar Press 2001
 - 11 Ein Bild, das ich Hito Steyerl verdanke und die wiederum Kafka; vgl. Gerald Raunig, Charon. Eine Ästhetik der Grenzüberschreitung, Wien: Passagen 1999, S.14: ›Der Name WochenKlausur spielt zwar noch mit einer essentiellen Ingredienz der Genieästhetik, der hermetischen Selbstabgrenzung, die Praxis des KünstlerInnenkollektivs erweist sich jedoch genau konträr: In der konzentrierten Situation des zeitlich und inhaltlich beschränkten Projekts wird das Klischee des autonomen Künstlers und seiner Klausur aufgehoben: Es entsteht ein invertierter Elfenbeinturm, ein Raum, der sich in die Welt tief hineinbohrt, in die Widersprüchlichkeiten, Verästelungen und Verstrickungen von kleinen ›Einheiten‹, die an unendlich viele unterirdische Stränge und Systeme angeschlossen sind.‹
 - 12 Ihr Kapital im Kunstfeld beschränkt sich weitgehend auf das symbolische.
 - 13 Gilles Deleuze, Differenz und Wiederholung, München: Fink 1997, S.17
 - 14 vgl. Gilles Deleuze, Differenz und Wiederholung, München: Fink 21997, S.370
 - 15 vgl. Stella Rollig, Das wahre Leben, in: Marius Babias/Achim Könneke, Die Kunst des Öffentlichen, Dresden: Verlag der Kunst 1998, S.12-27; Christian Kravagna, Arbeit an der Gemeinschaft, in: Marius Babias/Achim Könneke, Die Kunst des Öffentlichen, Dresden: Verlag der Kunst 1998, S.28-47; Gerald Raunig, *Spacing the Lines*. Konflikt statt Harmonie. Differenz statt Identität. Struktur statt Hilfe, in: Eva Sturm/Stella Rollig (Hg.), Dürfen die das? Kunst als sozialer Raum, Wien: Turia+Kant 2001